



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Der blinde Geronimo
und sein Bruder

von

Arthur Schnitzler

* * *

Mit einer Radierung

von

Ferdinand Schmuher

* * *

S. Fischer . Verlag . Berlin

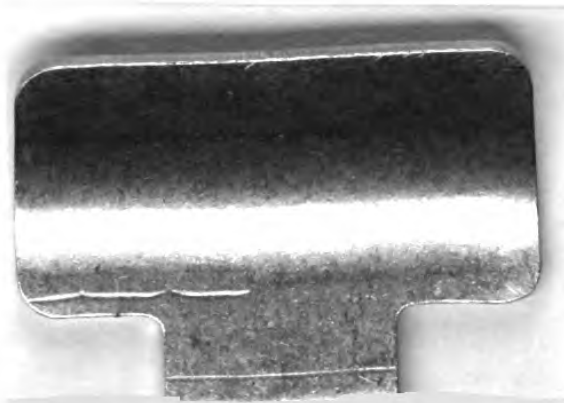
Anna Greenheim
14/6. 15. von Heck.

OXFORD UNIVERSITY



REP. G. 14 383
ST. GILES', OXFORD OX1 3NA

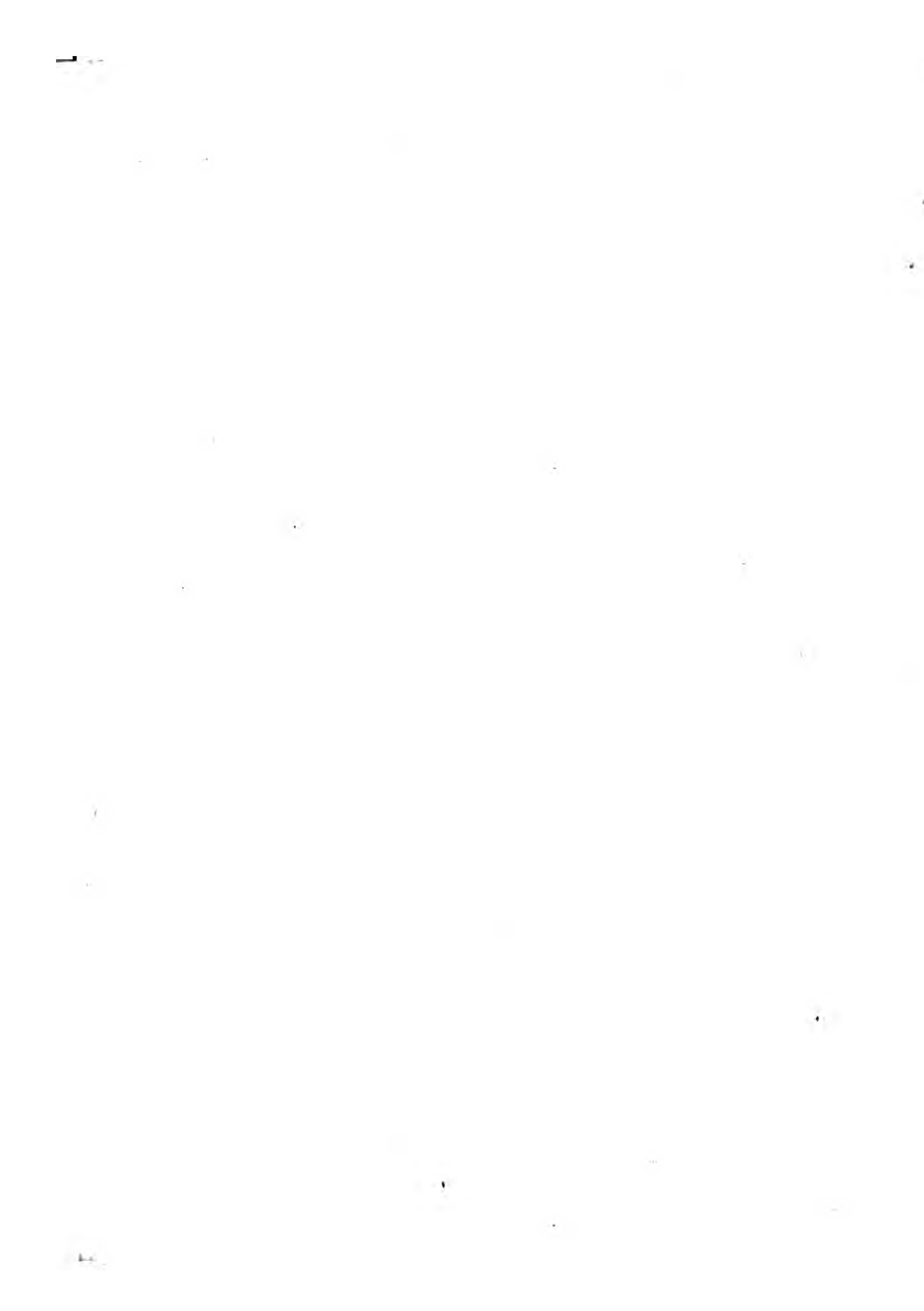
~~17 4 11 11~~

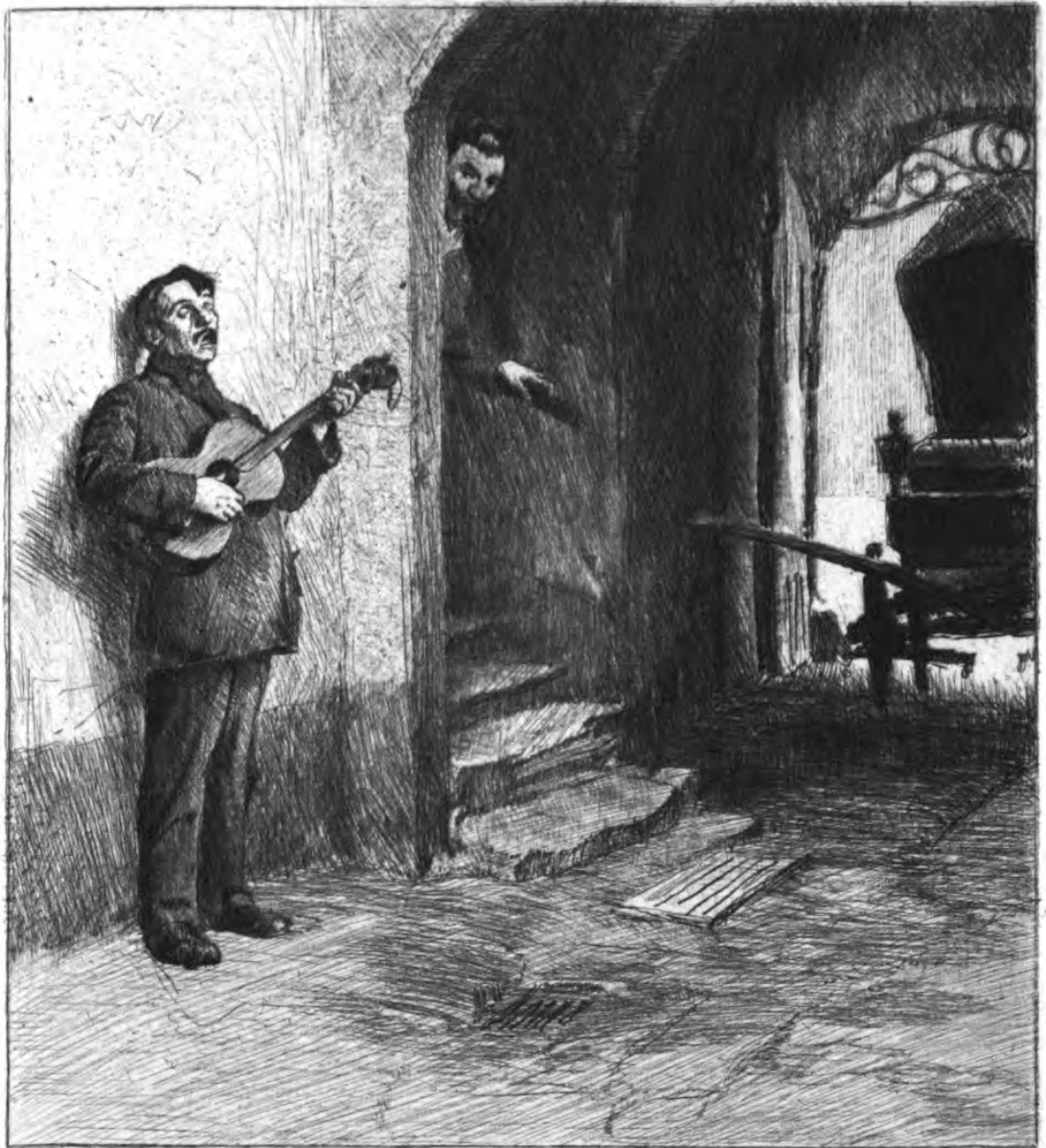






Herausgegeben 1915
zu Gunsten der im Feld Erblindeten





J. Schmitzer

DER G E R O N I M O

UND SEINER
BRUDER

Erzählung

von

ARTHUR SCHNITZLER

Mit einer Originalradierung

von

FERDINAND SCHMUTZER

S. FISCHER . VERLAG

BERLIN, 1915



J. Schmitz

D E R B L I N D E G E R O N I M O
U N D S E I N B R U D E R

Erzählung

von

ARTHUR SCHNITZLER

Mit einer Originalradierung

von

FERDINAND SCHMUTZER

S. FISCHER . VERLAG
BERLIN 1915

*200 Exemplare sind numeriert und von Arthur Schnitzler
und Ferdinand Schmutzer eigenhändig signiert. Der Preis
dieser Vorzugsausgabe beträgt 5 Kronen (4 Mark).
Alle Rechte vorbehalten, besonders die der Übersetzung.*



*DER BLINDE GERONIMO
UND SEIN BRUDER*

Der blinde Geronimo stand von der Bank auf und nahm die Gitarre zur Hand, die auf dem Tisch neben dem Weinglase bereit gelegen war. Er hatte das ferne Rollen der ersten Wagen vernommen. Nun tastete er sich den wohlbekanntem Weg bis zur offenen Türe hin, und dann ging er die schmalen Holzstufen hinab, die frei in den gedeckten Hofraum hinunterliefen. Sein Bruder folgte ihm, und beidestellten sich gleich neben der Treppe auf, den Rücken zur Wand gekehrt, um gegen den naßkalten Wind geschützt zu sein, der über den feuchtschmutzigen Boden durch die offenen Tore strich.

Unter dem düsteren Bogen des alten Wirtshauses mußten alle Wagen passieren, die den

Weg über das Stilfserjoch nahmen. Für die Reisenden, die von Italien her nach Tirol wollten, war es die letzte Rast vor der Höhe. Zu langem Aufenthalte lud es nicht ein, denn gerade hier lief die Straße ziemlich eben, ohne Ausblicke, zwischen kahlen Erhebungen hin. Der blinde Italiener und sein Bruder Carlo waren in den Sommermonaten hier so gut wie zu Hause.

Die Post fuhr ein; bald darauf kamen andere Wagen. Die meisten Reisenden blieben sitzen, in Plaids und Mäntel wohl eingehüllt, andere stiegen aus und spazierten zwischen den Toren ungeduldig hin und her. Das Wetter wurde immer schlechter, ein kalter Regen klatschte herab. Nach einer Reihe schöner Tage schien der Herbst plötzlich und allzufrüh hereinzubrechen.

Der Blinde sang und begleitete sich dazu auf der Gitarre; er sang mit einer ungleichmäßigen, manchmal plötzlich aufkreischen-

den Stimme, wie immer, wenn er getrunken hatte. Zuweilen wandte er den Kopf wie mit einem Ausdruck vergeblichen Flehens nach oben. Aber die Züge seines Gesichtes mit den schwarzen Bartstoppeln und den bläulichen Lippen blieben vollkommen unbeweglich. Der ältere Bruder stand neben ihm, beinahe regungslos. Wenn ihm jemand eine Münze in den Hut fallen ließ, nickte er Dank und sah dem Spender mit einem raschen, wie irren Blick ins Gesicht. Aber gleich, beinahe ängstlich, wandte er den Blick wieder fort und starrte gleich dem Bruder ins Leere. Es war, als schämten sich seine Augen des Lichts, das ihnen gewährt war und von dem sie dem blinden Bruder keinen Strahl schenken konnten.

„Bring mir Wein,“ sagte Geronimo, und Carlo ging, gehorsam wie immer. Während er die Stufen aufwärts schritt, begann Geronimo wieder zu singen. Er hörte längst nicht mehr auf seine eigene Stimme, und so konnte

er auf das merken, was in seiner Nähe vorging. Jetzt vernahm er ganz nahe zwei flüsternde Stimmen, die eines jungen Mannes und einer jungen Frau. Er dachte, wie oft diese beiden schon den gleichen Weg hin und her gegangen sein mochten; denn in seiner Blindheit und in seinem Rausch war ihm manchmal, als kämen Tag für Tag dieselben Menschen über das Joch gewandert, bald von Norden gegen Süden, bald von Süden gegen Norden. Und so kannte er auch dieses junge Paar seit langer Zeit.

Carlo kam herab und reichte Geronimo ein Glas Wein. Der Blinde schwenkte es dem jungen Paare zu und sagte: „Ihr Wohl, meine Herrschaften!“

„Danke,“ sagte der junge Mann; aber die junge Frau zog ihn fort, denn ihr war dieser Blinde unheimlich.

Jetzt fuhr ein Wagen mit einer ziemlich lärmenden Gesellschaft ein: Vater, Mutter,

drei Kinder, eine Bonne.

„Deutsche Familie,“ sagte Geronimo leise zu Carlo.

Der Vater gab jedem der Kinder ein Geldstück, und jedes durfte das seine in den Hut des Bettlers werfen. Geronimo neigte jedesmal den Kopf zum Dank. Der älteste Knabe sah dem Blinden mit ängstlicher Neugier ins Gesicht. Carlo betrachtete den Knaben. Er mußte, wie immer beim Anblick solcher Kinder, daran denken, daß Geronimo gerade so alt gewesen war, als das Unglück geschah, durch das er das Augenlicht verloren hatte. Denn er erinnerte sich jenes Tages auch heute noch, nach beinahe zwanzig Jahren, mit vollkommener Deutlichkeit. Noch heute klang ihm der grelle Kinderschrei ins Ohr, mit dem der kleine Geronimo auf den Rasen hingesunken war, noch heute sah er die Sonne auf der weißen Gartenmauer spielen und kringeln und hörte die Sonntagsglocken wie-

der, die gerade in jenem Augenblick getönt hatten. Er hatte wie oftmals mit dem Bolzen nach der Esche an der Mauer geschossen, und als er den Schrei hörte, dachte er gleich, daß er den kleinen Bruder verletzt haben mußte, der eben vorbeigelaufen war. Er ließ das Blasrohr aus den Händen gleiten, sprang durchs Fenster in den Garten und stürzte zu dem kleinen Bruder hin, der auf dem Grase lag, die Hände vors Gesicht geschlagen, und jammerte. Über die rechte Wange und den Hals floß ihm Blut herunter. In derselben Minute kam der Vater vom Felde heim, durch die kleine Gartentür, und nun knieten beide ratlos neben dem jammernden Kinde. Nachbarn eilten herbei; die alte Vanetti war die erste, der es gelang, dem Kleinen die Hände vom Gesicht zu entfernen. Dann kam auch der Schmied, bei dem Carlo damals in der Lehre war und der sich ein bißchen aufs Kurieren verstand; und der sah gleich, daß

das rechte Auge verloren war. Der Arzt, der abends aus Poschiavo kam, konnte auch nicht mehr helfen; ja, er deutete schon die Gefahr an, in der das andere Auge schwebte. Und er behielt recht. Ein Jahr später war die Welt für Geronimo in Nacht versunken. Anfangs suchte man ihm einzureden, daß er später geheilt werden könnte, und er schien es zu glauben. Carlo, der die Wahrheit wußte, irrte damals tage- und nächtelang auf der Landstraße, zwischen den Weinbergen und in den Wäldern umher, und war nahe daran, sich umzubringen. Aber der geistliche Herr, dem er sich anvertraute, klärte ihn auf, daß es seine Pflicht war, zu leben und sein Leben dem Bruder zu widmen. Carlo sah es ein. Ein ungeheures Mitleid ergriff ihn. Nur wenn er bei dem blinden Jungen war, wenn er ihm die Haare streicheln, seine Stirne küssen durfte, ihm Geschichten erzählte, ihn auf den Feldern hinter dem Hause und zwi-

schen den Rebengeländen spazierenführte, milderte sich seine Pein. Er hatte gleich anfangs die Lehrstunden in der Schmiede vernachlässigt, weil er sich von dem Bruder gar nicht trennen mochte, und konnte sich nachher nicht mehr entschließen, sein Handwerk wieder aufzunehmen, trotzdem der Vater mahnte und in Sorge war. Eines Tages fiel es Carlo auf, daß Geronimo vollkommen aufgehört hatte, von seinem Unglück zu reden. Bald wußte er, warum: der Blinde war zur Einsicht gekommen, daß er nie den Himmel, die Hügel, die Straßen, die Menschen, das Licht wieder sehen würde. Nun litt Carlo noch mehr als früher, so sehr er sich auch selbst damit zu beruhigen suchte, daß er ohne jede Absicht das Unglück herbeigeführt hatte. Und manchmal, wenn er am frühen Morgen den Bruder betrachtete, der neben ihm ruhte, ward er von einer solchen Angst erfaßt, ihn erwachen zu sehen, daß er in den Garten

hinauslief, nur um nicht dabei sein zu müssen, wie die toten Augen jeden Tag von neuem das Licht zu suchen schienen, das ihnen für immer erloschen war. Zu jener Zeit war es, daß Carlo auf den Einfall kam, Geronimo, der eine angenehme Stimme hatte, in der Musik weiter ausbilden zu lassen. Der Schullehrer von Tola, der manchmal Sonntags herüber kam, lehrte ihn die Gitarre spielen. Damals ahnte der Blinde freilich noch nicht, daß die neuerlernte Kunst einmal zu seinem Lebensunterhalt dienen würde.

Mit jenem traurigen Sommertag schien das Unglück für immer in das Haus des alten Lagardi eingezogen zu sein. Die Ernte mißriet ein Jahr nach dem anderen; um eine kleine Geldsumme, die der Alte erspart hatte, wurde er von einem Verwandten betrogen; und als er an einem schwülen Augusttag auf freiem Felde vom Schlag getroffen hinsank und starb, hinterließ er nichts als Schulden.

Das kleine Anwesen wurde verkauft, die beiden Brüder waren obdachlos und arm und verließen das Dorf.

Carlo war zwanzig, Geronimo fünfzehn Jahre alt. Damals begann das Bettel- und Wanderleben, das sie bis heute führten. Anfangs hatte Carlo daran gedacht, irgendeinen Verdienst zu finden, der zugleich ihn und den Bruder ernähren könnte; aber es wollte nicht gelingen. Auch hatte Geronimo nirgends Ruhe; er wollte immer auf dem Wege sein.

Zwanzig Jahre war es nun, daß sie auf Straßen und Pässen herumzogen, im nördlichen Italien und im südlichen Tirol, immer dort, wo eben der dichtere Zug der Reisenden vorüberströmte.

Und wenn auch Carlo nach so vielen Jahren nicht mehr die brennende Qual verspürte, mit der ihn früher jedes Leuchten der Sonne, der Anblick jeder freundlichen

Landschaft erfüllt hatte, es war doch ein stetes nagendes Mitleid in ihm, beständig und ihm unbewußt, wie der Schlag seines Herzens und sein Atem. Und er war froh, wenn Geronimo sich betrank.

Der Wagen mit der deutschen Familie war davongefahren. Carlo setzte sich, wie er gern tat, auf die untersten Stufen der Treppe, Geronimo aber blieb stehen, ließ die Arme schlaff herabhängen und hielt den Kopf nach oben gewandt.

Maria, die Magd, kam aus der Wirtsstube. „Habt ihr viel verdient heut?“ rief sie herunter.

Carlo wandte sich gar nicht um. Der Blinde bückte sich nach seinem Glas, hob es vom Boden auf und trank es Maria zu. Sie saß manchmal abends in der Wirtsstube neben ihm; er wußte auch, daß sie schön war.

Carlo beugte sich vor und blickte gegen die Straße hinaus. Der Wind blies, und der

Regen prasselte, so daß das Rollen des nahenden Wagens in den heftigen Geräuschen unterging. Carlo stand auf und nahm wieder seinen Platz an des Bruders Seite ein.

Geronimo begann zu singen, schon während der Wagen einfuhr, in dem nur ein Passagier saß. Der Kutscher spannte die Pferde aus, dann eilte er hinauf in die Wirtsstube. Der Reisende blieb eine Weile in der Ecke sitzen, ganz eingewickelt in einen grauen Regenmantel; er schien auf den Gesang gar nicht zu hören. Nach einer Weile aber sprang er aus dem Wagen und lief mit großer Hast hin und her, ohne sich weit vom Wagen zu entfernen. Er rieb immerfort die Hände aneinander, um sich zu erwärmen. Jetzt erst schien er die Bettler zu bemerken. Er stellte sich ihnen gegenüber und sah sie lange wie prüfend an. Carlo neigte leicht den Kopf, wie zum Gruße. Der Reisende war ein sehr junger Mensch mit einem hü-

schen, bartlosen Gesicht und unruhigen Augen. Nachdem er eine ganze Weile vor den Bettlern gestanden, eilte er wieder zu dem Tore, durch das er weiterfahren sollte, und schüttelte bei dem trostlosen Ausblick in Regen und Nebel verdrießlich den Kopf.

„Nun?“ fragte Geronimo.

„Noch nichts,“ erwiderte Carlo. „Er wird wohl geben, wenn er fortfährt.“

Der Reisende kam wieder zurück und lehnte sich an die Deichsel des Wagens. Der Blinde begann zu singen. Nun schien der junge Mann plötzlich mit großem Interesse zuzuhören. Der Knecht erschien und spannte die Pferde wieder ein. Und jetzt erst, als besänne er sich eben, griff der junge Mann in die Tasche und gab Carlo einen Franken.

„O danke, danke,“ sagte dieser.

Der Reisende setzte sich in den Wagen und wickelte sich wieder in seinen Mantel. Carlo nahm das Glas vom Boden auf und ging

die Holzstufen hinauf. Geronimo sang weiter. Der Reisende beugte sich zum Wagen heraus und schüttelte den Kopf mit einem Ausdruck von Überlegenheit und Traurigkeit zugleich. Plötzlich schien ihm ein Einfall zu kommen, und er lächelte. Dann sagte er zu dem Blinden, der kaum zwei Schritte weit von ihm stand: „Wie heißt du?“

„Geronimo.“

„Nun, Geronimo, laß dich nur nicht betrügen.“ In diesem Augenblick erschien der Kutscher auf der obersten Stufe der Treppe.

„Wieso, gnädiger Herr, betrügen?“

„Ich habe deinem Begleiter ein Zwanzigfrankenstück gegeben.“

„O Herr, Dank, Dank!“

„Ja; also paß auf.“

„Er ist mein Bruder, Herr; er betrügt mich nicht.“

Der junge Mann stutzte eine Weile, aber während er noch überlegte, war der Kutscher

auf den Bock gestiegen und hatte die Pferde angetrieben. Der junge Mann lehnte sich zurück mit einer Bewegung des Kopfes, als wolle er sagen: Schicksal, nimm deinen Lauf! und der Wagen fuhr davon.

Der Blinde winkte mit beiden Händen lebhaft Gebärden des Dankes nach. Jetzt hörte er Carlo, der eben aus der Wirtsstube kam. Der rief hinunter: „Komm, Geronimo, es ist warm heroben, Maria hat Feuer gemacht!“

Geronimo nickte, nahm die Gitarre unter den Arm und tastete sich am Geländer die Stufen hinauf. Auf der Treppe schon rief er: „Laß es mich anfühlen! Wie lang hab ich schon kein Goldstück angefühlt!“

„Was gibt's?“ fragte Carlo. „Was redest du da?“

Geronimo war oben und griff mit beiden Händen nach dem Kopf seines Bruders, ein Zeichen, mit dem er stets Freude oder Zärt-

lichkeit auszudrücken pflegte. „Carlo, mein lieber Bruder, es gibt doch gute Menschen!“

„Gewiß,“ sagte Carlo. „Bis jetzt sind es zwei Lire und dreißig Centesimi; und hier ist noch österreichisches Geld, vielleicht eine halbe Lira.“

„Und zwanzig Franken — und zwanzig Franken!“ rief Geronimo. „Ich weiß es ja!“ Er torkelte in die Stube und setzte sich schwer auf die Bank.

„Was weißt du?“ fragte Carlo.

„So laß doch die Späße! Gib es mir in die Hand! Wie lang hab ich schon kein Goldstück in der Hand gehabt!“

„Was willst du denn? Woher soll ich ein Goldstück nehmen? Es sind zwei Lire oder drei.“

Der Blinde schlug auf den Tisch. „Jetzt ist es aber genug, genug! Willst du es etwa vor mir verstecken?“

Carlo blickte den Bruder besorgt und ver-

wundert an. Er setzte sich neben ihn, rückte ganz nahe und faßte wie begütigend seinen Arm: „Ich verstecke nichts vor dir. Wie kannst du das glauben? Niemandem ist es eingefallen, mir ein Goldstück zu geben.“

„Aber er hat mir's doch gesagt!“

„Wer?“

„Nun, der junge Mensch, der hin und her lief.“

„Wie? Ich versteh dich nicht!“

„So hat er zu mir gesagt: ‚Wie heißt du?‘ und dann: ‚Gib acht, gib acht, laß dich nicht betrügen!‘“

„Du mußt geträumt haben, Geronimo — das ist ja Unsinn!“

„Unsinn? Ich hab es doch gehört, und ich höre gut. ‚Laß dich nicht betrügen; ich habe ihm ein Goldstück . . .‘ — nein, so sagte er: ‚Ich habe ihm ein Zwanzigfrankenstück gegeben‘.“

Der Wirt kam herein. „Nun, was ist's mit euch? Habt ihr das Geschäft aufgegeben? Ein Vierspanner ist gerade angefahren.“

„Komm!“ rief Carlo, „komm!“

Geronimo blieb sitzen. „Warum denn? Warum soll ich kommen? Was hilft's mir denn? Du stehst ja dabei und —“

Carlo berührte ihn am Arm. „Still, komm jetzt hinunter!“

Geronimo schwieg und folgte dem Bruder. Aber auf den Stufen sagte er: „Wir reden noch, wir reden noch!“

Carlo begriff nicht, was geschehen war. War Geronimo plötzlich verrückt geworden? Denn, wenn er auch leicht in Zorn geriet, in dieser Weise hatte er noch nie gesprochen.

In dem eben angekommenen Wagen saßen zwei Engländer: Carlo lüftete den Hut vor ihnen, und der Blinde sang. Der eine Engländer war ausgestiegen und warf einige

Münzen in Carlos Hut. Carlo sagte: „Danke“ und dann, wie vor sich hin: „Zwanzig Centesimi.“ Das Gesicht Geronimos blieb unbewegt; er begann ein neues Lied. Der Wagen mit den zwei Engländern fuhr davon.

Die Brüder gingen schweigend die Stufen hinauf. Geronimo setzte sich auf die Bank, Carlo blieb beim Ofen stehen.

„Warum sprichst du nicht?“ fragte Geronimo.

„Nun,“ erwiderte Carlo, „es kann nur so sein, wie ich dir gesagt habe.“ Seine Stimme zitterte ein wenig.

„Was hast du gesagt?“ fragte Geronimo.

„Es war vielleicht ein Wahnsinniger.“

„Ein Wahnsinniger? Das wäre ja vortrefflich! Wenn einer sagt: ‚Ich habe deinem Bruder zwanzig Franken gegeben,‘ so ist er wahnsinnig! — Eh, und warum hat er gesagt: ‚Laß dich nicht betrügen‘ — eh?“

„Vielleicht war er auch nicht wahn-

sinnig . . . aber es gibt Menschen, die mit uns armen Leuten Späße treiben . . .“

„Eh!“ schrie Geronimo, „Späße? — Ja, das hast du noch sagen müssen — darauf habe ich gewartet!“ Er trank das Glas Wein aus, das vor ihm stand.

„Aber, Geronimo!“ rief Carlo, und er fühlte, daß er vor Bestürzung kaum sprechen konnte, „warum sollte ich . . . wie kannst du glauben . . .?“

„Warum zittert deine Stimme . . . eh . . . warum . . .?“

„Geronimo, ich versichere dir, ich —“

„Eh — und ich glaube dir nicht! Jetzt lachst du . . . ich weiß ja, daß du jetzt lachst!“

Der Knecht rief von unten: „He, blinder Mann, Leut sind da!“

Ganz mechanisch standen die Brüder auf und schritten die Stufen hinab. Zwei Wagen waren zugleich gekommen, einer mit drei Herren, ein anderer mit einem alten Ehepaar.

Geronimo sang; Carlo stand neben ihm, fassungslos. Was sollte er nur tun? Der Bruder glaubte ihm nicht! Wie war das nur möglich? — Und er betrachtete Geronimo, der mit zerbrochener Stimme seine Lieder sang, angstvoll von der Seite. Es war ihm, als sähe er über diese Stirne Gedanken fliehen, die er früher dort niemals gewahrt hatte.

Der Wagen war schon fort, aber Geronimo sang weiter. Carlo wagte nicht, ihn zu unterbrechen. Er wußte nicht, was er sagen sollte, er fürchtete, daß seine Stimme wieder zittern würde. Da tönte Lachen von oben, und Maria rief: „Was singst denn noch immer? Von mir kriegst du ja doch nichts!“

Geronimo hielt inne, mitten in einer Melodie; es klang, als wäre seine Stimme und die Saiten zugleich abgerissen. Dann ging er wieder die Stufen hinauf, und Carlo folgte ihm. In der Wirtsstube setzte er sich neben ihn. Was sollte er tun? Es blieb ihm nichts

anderes übrig: er mußte noch einmal versuchen, den Bruder aufzuklären.

„Geronimo,“ sagte er, „ich schwöre dir . . . bedenk doch, Geronimo, wie kannst du glauben, daß ich —“

Geronimo schwieg, seine toten Augenschieden durch das Fenster in den grauen Nebel hinauszublicken. Carlo redete weiter: „Nun, er braucht ja nicht wahnsinnig gewesen zu sein, er wird sich geirrt haben . . . ja er hat sich geirrt . . .“ Aber er fühlte wohl, daß er selbst nicht glaubte, was er sagte.

Geronimo rückte ungeduldig fort. Aber Carlo redete weiter, mit plötzlicher Lebhaftigkeit: „Wozu sollte ich denn — du weißt doch, ich esse und trinke nicht mehr als du, und wenn ich mir einen neuen Rock kaufe, so weißt du's doch . . . wofür brauch ich denn so viel Geld? Was soll ich denn damit tun?“

Da stieß Geronimo zwischen den Zähnen hervor: „Lüg nicht, ich höre, wie du lügst!“

„Ich lüge nicht, Geronimo, ich lüge nicht!“
sagte Carlo erschrocken.

„Eh! hast du ihr's schon gegeben, ja? Oder bekommt sie's erst nachher?“ schrie Geronimo.

„Maria —?“

„Wer denn, als Maria? Eh, du Lügner, du Dieb!“ Und als wollte er nicht mehr neben ihm am Tische sitzen, stieß er mit dem Ellenbogen den Bruder in die Seite.

Carlo stand auf. Zuerst starrte er den Bruder an, dann verließ er das Zimmer und ging über die Stiege in den Hof. Er schaute mit weit offenen Augen auf die Straße hinaus, die vor ihm in bräunlichen Nebel versank. Der Regen hatte nachgelassen. Carlo steckte die Hände in die Hosentaschen und ging ins Freie. Es war ihm, als hätte ihn sein Bruder davongejagt. Was wardennurgeschehen?... Er konnte es noch immer nicht fassen. Was für ein Mensch mochte das gewesen sein?

Einen Franken schenkt er her und sagt, es waren zwanzig! Er mußte doch irgendeinen Grund dazu gehabt haben? . . . Und Carlo suchte in seiner Erinnerung, ob er sich nicht irgendwo jemanden zum Feind gemacht, der nun einen anderen hergeschickt hatte, um sich zu rächen . . . Aber soweit er zurückdenken mochte, nie hatte er jemanden beleidigt, nie irgendeinen ernststen Streit mit jemandem vorgehabt. Er hatte ja seit zwanzig Jahren nichts anderes getan, als daß er in Höfen oder an Straßenrändern gestanden war mit dem Hut in der Hand . . . War ihm vielleicht einer wegen eines Frauenzimmers böse? . . . Aber wie lange hatte er schon mit keiner was zu tun gehabt! — die Kellnerin in La Rosa war die letzte gewesen, im vorigen Frühjahr, — aber um die war ihm gewiß niemand neidisch . . . Es war nicht zu begreifen! . . . Was mochte es da draußen in der Welt, die er nicht kannte, für Menschen

geben? . . . Von überallher kamen sie . . . was wußte er von ihnen? . . . Für diesen Fremden hatte es wohl irgendeinen Sinn gehabt, daß er zu Geronimo sagte: Ich habe deinem Bruder zwanzig Franken gegeben . . . Nun ja . . . Aber was war nun zu tun? . . . Mit einem Male war es offenbar geworden, daß Geronimo ihm mißtraute! . . . Das konnte er nicht ertragen! Irgend etwas mußte er dagegen unternehmen . . . Und er eilte zurück.

Als er wieder in die Wirtsstube trat, lag Geronimo auf der Bank ausgestreckt und schien das Eintreten Carlos nicht zu bemerken. Maria brachte den beiden Essen und Trinken. Sie sprachen während der Mahlzeit kein Wort. Als Maria die Teller abräumte, lachte Geronimo plötzlich auf und fragte sie: „Was wirst du dir denn dafür kaufen?“

„Wofür denn?!“

„Nun, was? Einen neuen Rock oder Ohrringe?“

„Was will er denn von mir?“ wandte sie sich an Carlo.

Indes dröhnte unten der Hof von lastbeladenen Fuhrwerken, laute Stimmen tönten herauf und Maria eilte hinunter. Nach ein paar Minuten kamen drei Fuhrleute und nahmen an einem Tische Platz; der Wirt trat zu ihnen und begrüßte sie. Sie schimpften über das schlechte Wetter.

„Heute nacht werdet ihr Schnee haben,“ sagte der eine.

Der zweite erzählte, wie er vor zehn Jahren Mitte August auf dem Joch eingeschneit und beinahe erfroren war. Maria setzte sich zu ihnen. Auch der Knecht kam herbei und erkundigte sich nach seinen Eltern, die unten in Bormio wohnten.

Jetzt kam wieder ein Wagen mit Reisenden. Geronimo und Carlo gingen hinunter, Geronimo sang, Carlo hielt den Hut hin, und die Reisenden gaben ihr Almosen. Geronimo

schien jetzt ganz ruhig. Er fragte manchmal: „Wieviel?“ und nickte zu den Antworten Carlos leicht mit dem Kopfe. Indes versuchte Carlo selbst seine Gedanken zu ordnen. Aber er hatte immer nur das dumpfe Gefühl, daß etwas Schreckliches geschehen und daß er ganz wehrlos war.

Als die Brüder wieder die Stufen hinaufschritten, hörten sie die Fuhrleute oben wirr durcheinanderreden und lachen. Der jüngste rief dem Geronimo entgegen: „Sing uns doch auch was vor, wir zahlen schon! — Nicht wahr?“ wandte er sich an die anderen.

Maria, die eben mit einer Flasche rotem Wein kam, sagte: „Fangt heute nichts mit ihm an, er ist schlechter Laune.“

Statt jeder Antwort stellte sich Geronimo mitten ins Zimmer hin und fing an zu singen. Als er geendet hatte, klatschten die Fuhrleute in die Hände.

„Komm her, Carlo!“ rief einer, „wir wollen dir unser Geld auch in den Hut werfen wie die Leute unten!“ Und er nahm eine kleine Münze und hielt die Hand hoch, als wollte er sie in den Hut fallen lassen, den ihm Carlo entgegenstreckte. Da griff der Blinde nach dem Arm des Fuhrmannes und sagte: „Lieber mir, lieber mir! Es könnte daneben fallen – daneben!“

„Wieso daneben?“

„Eh, nun! Zwischen die Beine Marias!“

Alle lachten, der Wirt und Maria auch, nur Carlo stand regungslos da. Nie hatte Geronimo solche Späße gemacht! . . .

„Setz dich zu uns!“ riefen die Fuhrleute. „Du bist ein lustiger Kerl!“ Und sie rückten zusammen, um Geronimo Platz zu machen. Immer lauter und wirrer war das Durcheinanderreden; Geronimo redete mit, lauter und lustiger als sonst, und hörte nicht auf zu trinken. Als Maria eben wieder herein-

kam, wollte er sie an sich ziehen; da sagte der eine von den Fuhrleuten lachend: „Meinst du vielleicht, sie ist schön? Sie ist ja ein altes häßliches Weib!“

Aber der Blinde zog Maria auf seinen Schoß. „Ihr seid alle Dummköpfe,“ sagte er. „Glaubt ihr, ich brauche meine Augen, um zu sehen? Ich weiß auch, wo Carlo jetzt ist – eh! – dort am Ofen steht er, hat die Hände in den Hosentaschen und lacht.“

Alle schauten auf Carlo, der mit offenem Munde am Ofen lehnte und nun wirklich das Gesicht zu einem Grinsen verzog, als dürfte er seinen Bruder nicht Lügen strafen.

Der Knecht kam herein; wenn die Fuhrleute noch vor Dunkelheit in Bormio sein wollten, mußten sie sich beeilen. Sie standen auf und verabschiedeten sich lärmend. Die beiden Brüder waren wieder allein in der Wirtsstube. Es war die Stunde, um die sie sonst manchmal zu ruhen pflegten. Das

ganze Wirtshaus versank in Ruhe wie immer um diese Zeit der ersten Nachmittagsstunden. Geronimo, den Kopf auf dem Tisch, schien zu schlafen. Carlo ging anfangs hin und her, dann setzte er sich auf die Bank. Er war sehr müde. Es schien ihm, als wäre er in einem schweren Traum befangen. Er mußte an allerlei denken, an gestern, vorgestern und alle Tage, die früher waren, und besonders an warme Sommertage und an weiße Landstraßen, über die er mit seinem Bruder zu wandern pflegte, und alles war so weit und unbegreiflich, als wenn es nie wieder so werden könnte.

Am späten Nachmittage kam die Post aus Tirol und bald darauf in kleinen Zwischenpausen Wagen, die den gleichen Weg nach dem Süden nahmen. Noch viermal mußten die Brüder in den Hof hinab. Als sie das letztmal heraufkamen, war die Dämmerung hereingebrochen, und das Öllämpchen, das

von der Holzdecke herunterhing, fauchte. Arbeiter kamen, die in einem nahen Steinbruche beschäftigt waren und ein paar hundert Schritte unterhalb des Wirtshauses ihre Holzhütten aufgeschlagen hatten. Geronimo setzte sich zu ihnen; Carlo blieb allein an seinem Tische. Es war ihm, als dauerte seine Einsamkeit schon sehr lange. Er hörte, wie Geronimo drüben laut, beinahe schreiend, von seiner Kindheit erzählte: daß er sich noch ganz gut an allerlei erinnerte, was er mit seinen Augen gesehen, Personen und Dinge: an den Vater, wie er auf dem Felde arbeitete, an den kleinen Garten mit der Esche an der Mauer, an das niedrige Häuschen, das ihnen gehörte, an die zwei kleinen Töchter des Schusters, an den Weinberg hinter der Kirche, ja an sein eigenes Kindergesicht, wie es ihm aus dem Spiegel entgegengeblickt hatte. Wie oft hatte Carlo das alles gehört. Heute ertrug er es nicht. Es klang anders als sonst:

jedes Wort, das Geronimo sprach, bekam einen neuen Sinn und schien sich gegen Carlo zu richten. Er schlich hinaus und ging wieder auf die Landstraße, die nun ganz im Dunkel lag. Der Regen hatte aufgehört, die Luft war sehr kalt, und der Gedanke erschien Carlo beinahe verlockend, weiterzugehen, immer weiter, tief in die Finsternis hinein, sich am Ende irgendwohin in den Straßengraben zu legen, einzuschlafen, nicht mehr zu erwachen. — Plötzlich hörte er das Rollen eines Wagens und erblickte den Lichtschimmer von zwei Laternen, die immer näher kamen. In dem Wagen, der vorüberfuhr, saßen zwei Herren. Einer von ihnen mit einem schmalen, blassen Gesichte fuhr erschrocken zusammen, als Carlos Gestalt im Lichte der Laternen aus dem Dunkel hervortauchte. Carlo, der stehen geblieben war, lüftete den Hut. Der Wagen und die Lichter verschwanden. Carlo stand wieder in tiefer Finsternis. Plötzlich

schrak er zusammen. Das erstemal in seinem Leben machte ihm das Dunkel Angst. Es war ihm, als könnte er es keine Minute länger ertragen. In einer sonderbaren Art vermengten sich in seinen dumpfen Sinnen die Schauer, die er für sich selbst empfand, mit einem quälenden Mitleid für den blinden Bruder und jagten ihn nach Hause.

Als er in die Wirtsstube trat, sah er die beiden Reisenden, die vorher an ihm vorbeigefahren waren, bei einer Flasche Rotwein an einem Tische sitzen und sehr angelegentlich miteinander reden. Sie blickten kaum auf, als er eintrat.

An dem anderen Tische saß Geronimo wie früher unter den Arbeitern.

„Wo steckst du denn, Carlo?“ sagte ihm der Wirt schon an der Tür. „Warum läßt du deinen Bruder allein?“

„Was gibt's denn?“ fragte Carlo erschrocken.

„Geronimo traktiert die Leute! Mir kann's ja egal sein, aber ihr solltet doch denken, daß bald wieder schlechtere Zeiten kommen.“

Carlo trat rasch zum Bruder hin und faßte ihn am Arme. „Komm!“ sagte er.

„Was willst du?“ schrie Geronimo.

„Komm zu Bett,“ sagte Carlo.

„Laß mich! Laß mich! Ich verdiene das Geld, ich kann mit meinem Gelde tun, was ich will — eh! — alles kannst du ja doch nicht einstecken! Ihr meint wohl, er gibt mir alles? O nein! Ich bin ja ein blinder Mann! Aber es gibt Leute — es gibt gute Leute, die sagen mir: ‚Ich habe deinem Bruder zwanzig Franken gegeben!‘“

Die Arbeiter lachten auf..

„Es ist genug,“ sagte Carlo, „komm!“ Und er zog den Bruder mit sich, schleppte ihn beinah die Treppe hinauf bis in den kahlen Bodenraum, wo sie ihr Lager hatten. Auf

dem ganzen Wege schrie Geronimo: „Ja, nun ist es an den Tag gekommen, ja, nun weiß ich's! Ah, wartet nur. Wo ist sie? Wo ist Maria? Oder legst du's ihr in die Sparkassa?— Eh, ich singe für dich, ich spiele Gitarre, von mir lebst du — und du bist ein Dieb!“ Er fiel auf den Strohsack hin.

Vom Gang her schimmerte ein schwaches Licht herein; drüben stand die Tür zu dem einzigen Fremdenzimmer des Wirtshauses offen, und Maria richtete die Betten für die Nachtruhe her. Carlo stand vor seinem Bruder und sah ihn daliegen mit dem gedunsenen Gesicht, mit den bläulichen Lippen, das feuchte Haar an der Stirne klebend, um viele Jahre älter aussehend, als er war; — und langsam begann er zu verstehen. Nicht von heute konnte das Mißtrauen des Blinden sein, längst mußte es in ihm geschlummert haben, und nur der Anlaß, vielleicht der Mut hatte ihm gefehlt, es auszusprechen. Und alles, was

Carlo für ihn getan, war vergeblich gewesen; vergeblich die Reue, vergeblich das Opfer seines ganzen Lebens. Was sollte er nun beginnen? — Sollte er noch weiterhin Tag für Tag, wer weiß wie lange noch, ihn durch die ewige Nacht führen, ihn betreuen, für ihn betteln und keinen anderen Lohn dafür haben als Mißtrauen und Schimpf? Wenn ihn der Bruder für einen Dieb hielt, so konnte ihm ja jeder Fremde dasselbe oder Besseres leisten als er. Wahrhaftig, ihn allein lassen, sich für immer von ihm trennen, das wäre dasklügste. Dann mußte Geronimo wohl sein Unrecht einsehen, denn dann erst würde er erfahren, was es heißt, betrogen und bestohlen werden, einsam und elend sein. Und er selbst, was sollte er anfangen? Nun, er war ja noch nicht alt; wenn er für sich allein war, konnte er noch mancherlei versuchen. Als Knecht zum mindesten fand er sein Unterkommen. Aber während diese Gedanken durch seinen

Kopf zogen, blieben seine Augen immer auf den Bruder geheftet. Und er sah ihn plötzlich vor sich, allein am Rande einer sonnbeglänzten Straße auf einem Stein sitzen, mit den weit offenen, weißen Augen zum Himmel starrend, der ihn nicht blenden konnte, und mit den Händen in die Nacht greifend, die immer um ihn war. Und er fühlte: so wie der Blinde niemand anderen auf der Welt hatte als ihn, so hatte auch er niemand anderen als diesen Bruder. Er verstand, daß die Liebe zu diesem Bruder der ganze Inhalt seines Lebens war, und wußte zum ersten Male mit völliger Deutlichkeit: nur der Glaube, daß der Blinde diese Liebe erwiderte und ihm verziehen, hatte ihn alles Elend so geduldig tragen lassen. Er konnte auf diese Hoffnung nicht mit einem Male verzichten. Er fühlte, daß er den Bruder gradeso notwendig brauchte als der Bruder ihn. Er wollte nicht, ja er konnte ihn nicht verlassen.

Er mußte entweder das Mißtrauen erdulden oder ein Mittel finden, um den Blinden von der Grundlosigkeit seines Verdachtes zu überzeugen . . . Ja, wenn er sich irgendwie das Goldstück verschaffen könnte! Wenn er dem Blinden morgen früh sagen könnte: „Ich habe es nur aufbewahrt, damit du's nicht mit den Arbeitern vertrinkst, damit es dir die Leute nicht stehlen“ . . . oder sonst irgend etwas . . .

Schritte näherten sich auf der Holztreppe; die Reisenden gingen zur Ruhe. Plötzlich durchzuckte Carlos Kopf der Einfall, drüben anzuklopfen, den Fremden wahrheitsgetreu den heutigen Vorfall zu erzählen und sie um die zwanzig Franken zu bitten. Aber er wußte auch gleich: das war vollkommen aussichtslos; sie würden ihm die ganze Geschichte nicht einmal glauben. Und er erinnerte sich jetzt, wie erschrocken der eine blasse zusammengefahren war, als er ihn plötzlich im Dun-

kel vor dem Wagen hatte auftauchen gesehen.

Er streckte sich auf seinen Strohsack hin. Es war ganz finster im Zimmer. Jetzt hörte er, wie die Arbeiter laut redend und mit schweren Schritten über die Holzstufen hinabgingen. Bald darauf wurden beide Tore geschlossen. Der Knecht ging noch einmal die Treppe auf und ab, dann war es ganz still. Carlo hörte nur mehr das Schnarchen Geronimos. Bald verwirrten sich seine Gedanken in beginnenden Träumen, und endlich schlief er ein.

Als er erwachte, war noch tiefe Dunkelheit um ihn. Er sah nach der Stelle, wo das Fenster war; wenn er die Augen anstrengte, gewahrte er dort mitten in dem undurchdringlichen Schwarz ein tiefgraues Viereck. Geronimo schlief noch immer den schweren Schlaf des Betrunkenen. Und Carlo dachte an den Tag, der morgen war; und ihn schauderte.

Er dachte an die Nacht nach diesem Tage, an den Tag nach dieser Nacht, an die ganze Zukunft, die vor ihm lag, und Grauen erfüllte ihn vor der Einsamkeit, die ihm bevorstand. Warum war er abends nicht mutiger gewesen? Warum war er nicht zu den Fremden gegangen und hatte sie um die zwanzig Franken gebeten? Vielleicht hätten sie doch Erbarmen mit ihm gehabt. Und doch — vielleicht war es gut, daß er sie nicht gebeten hatte. Ja, warum war es gut? . . . Er setzte sich jäh auf und fühlte sein Herz klopfen. Denn er wußte, warum es gut war: Wenn sie ihn abgewiesen hätten, so wäre er ihnen jedenfalls verdächtig geblieben — so aber . . . Er starrte auf den grauen Fleck, der matt zu leuchten begann . . . Das, was ihm gegen seinen eigenen Willen durch den Kopf gefahren, war ja unmöglich, vollkommen unmöglich! . . . Die Tür drüben war versperrt — und überdies: sie konnten

aufwachen . . . Ja, dort — der graue leuchtende Fleck mitten im Dunkel war der neue Tag — — —

Carlo stand auf, als zöge es ihn dorthin, und berührte mit der Stirn die kalte Scheibe. Warum war er denn aufgestanden? Um zu überlegen? . . . Um — es zu versuchen? . . . Was denn? . . . Es war ja unmöglich — und überdies war es ein Verbrechen. Ein Verbrechen? Was bedeuten zwanzig Franken für solche Leute, die zum Vergnügen tausend Meilen weit reisen? Sie würden ja gar nicht merken, daß ihnen Geld fehlte . . . Er ging zur Türe und öffnete sie leise. Gegenüber war die andere, mit zwei Schritten zu erreichen, geschlossen. An einem Nagel im Pfosten hingen Kleidungsstücke. Carlo fuhr mit der Hand über sie hin . . . Ja, wenn die Leute ihre Börsen in den Taschen ließen, dann wäre das Leben sehr einfach, dann brauchte bald niemand mehr Betteln zu gehen . . . Aber

die Taschen waren leer. Nun, was blieb übrig? Wieder zurück ins Zimmer, auf den Strohsack und weiterschlafen? Er überlegte. Es gab vielleicht doch eine bessere Art, sich zwanzig Franken zu verschaffen — eine weniger gefährliche und rechtlichere. Wie wenn er wirklich jedesmal einige Centesimi von den Almosen zurückbehielte, bis er zwanzig Franken zusammengespart, und dann das Goldstück kaufte? Aber wie lange konnte das dauern — Monate, vielleicht ein Jahr. Ah, wenn er nur Mut hätte! Noch immer stand er auf dem Gang. Er blickte zur Tür hinüber . . . Was war das für ein Streif, der senkrecht von oben auf den Fußboden fiel? War es möglich? Die Tür war nur angelehnt, nicht versperrt? . . . Warum staunte er denn darüber? Seit Monaten schon schloß die Tür nicht. Wozu auch? Er erinnerte sich: nur dreimal hatten hier in diesem Sommer Leute geschlafen, zweimal Handwerksburschen und

einmal ein Tourist, der sich den Fuß verletzt hatte. Die Tür schließt nicht — er braucht jetzt nur Mut — ja, und Glück! Mut? Das Schlimmste, was ihm geschehen kann, ist, daß die beiden aufwachen, und da kann er noch immer eine Ausrede finden. Er lugt durch den Spalt ins Zimmer. Es ist noch so dunkel, daß er eben nur die Umrisse von zwei auf den Betten lagernden Gestalten zu gewahren vermag. Er horcht auf: sie atmen ruhig und gleichmäßig. Carlo öffnet die Türe leicht und tritt mit seinen nackten Füßen völlig geräuschlos ins Zimmer. Die beiden Betten stehen der Länge nach an der gleichen Wand dem Fenster gegenüber. In der Mitte des Zimmers ist ein Tisch; Carlo schleicht bis hin. Er fährt mit der Hand über die Fläche und fühlt einen Schlüsselbund, ein Federmesser, ein kleines Buch — weiter nichts . . . Nun natürlich! . . . Daß er nur daran denken konnte, sie würden ihr Geld auf den Tisch legen! Ah, nun kann er gleich

wieder fort!... Und doch, vielleicht braucht es nur einen guten Griff, — und es ist geglückt... Und er nähert sich dem Bett neben der Tür. Hier auf dem Sessel liegt etwas — er fühlt danach — es ist ein Revolver ... Carlo zuckt zusammen ... Ob er ihn nicht lieber gleich behalten sollte? Denn warum hat dieser Mensch den Revolver bereitliegen? Wenn er erwachte und ihn, Carlo, bemerkte... Was weiter? Er würde sagen: Es ist drei Uhr, gnädiger Herr, aufstehn!... Doch er läßt den Revolver liegen.

Und er schleicht tiefer ins Zimmer. Hier auf dem anderen Sessel unter den Wäschestücken ... Himmel! da ist etwas ... das ist eine Börse — er hält sie in der Hand! ... In diesem Augenblick hört er ein leises Krachen. Mit einer raschen Bewegung streckt er sich der Länge nach zu Füßen des Bettes hin. Noch einmal dieses Krachen — ein schweres Aufatmen — ein Räuspern — dann wieder Stille, tiefe Stille. Carlo bleibt auf dem Bo-

den liegen, die Börse in der Hand, und wartet. Es rührt sich nichts mehr. Schon fällt der Dämmer blaß ins Zimmer herein. Carlo wagt nicht aufzustehen, sondern kriecht auf dem Boden vorwärts bis zur Tür, die weit genug offen steht, um ihn durchzulassen, kriecht weiter bis auf den Gang hinaus, und hier erst erhebt er sich langsam, mit einem tiefen Atemzug. Er öffnet die Börse; sie ist dreifach geteilt: links und rechts nur kleine Silberstücke; nun öffnet Carlo den mittleren Teil, der durch einen Schieber nochmals verschlossen ist, und fühlt drei Zwanzigfrankenstücke. Einen Augenblick denkt er daran, zwei davon zu nehmen, aber rasch weist er diese Versuchung von sich, nimmt nur ein Goldstück heraus und schließt die Börse zu. Dann kniet er nieder, blickt durch die Spalte in die Kammer, in der es wieder völlig still ist, und dann gibt er der Börse einen Stoß, so daß sie bis unter das

Bett gleitet. Wenn der Fremde aufwacht, wird er glauben müssen, daß sie vom Sessel heruntergefallen ist. Carlo erhebt sich langsam. Da knarrt der Boden leise, und im gleichen Augenblick hört er eine Stimme von drinnen: „Was ist's? Was gibt's denn?“ Carlo macht rasch zwei Schritte nach rückwärts, mit verhaltenem Atem, und gleitet in seine eigene Kammer. Er ist in Sicherheit und lauscht . . . Noch einmal kracht drüben das Bett, und dann ist alles still. Zwischen seinen Fingern hält Carlo das Goldstück. Es ist gelungen — gelungen! Er hat die zwanzig Franken, und er kann seinem Bruder sagen: „Siehst du nun, daß ich — kein Dieb bin!“ Und sie würden sich noch heute auf die Wanderschaft machen — gegen Süden zu, nach Bormio, dann weiter durchs Veltlin . . . dann nach Tirano . . . nach Edole . . . nach Breno . . . an den See von Iseo wie voriges Jahr . . . Das wird durchaus nicht verdächtig sein, denn schon

vorgestern hat er selbst zum Wirt gesagt: „In ein paar Tagen gehen wir hinunter.“

Immer lichter wird es, das ganze Zimmer liegt in grauem Dämmer da. Ah, wenn Geronimo nur bald aufwachte! Es wandert sich so gut in der Frühe! Noch vor Sonnenaufgang werden sie fortgehen. Einen guten Morgen dem Wirt, dem Knecht und Maria auch, und dann fort, fort . . . Und erst wenn sie zwei Stunden weit sind, schon nahe dem Tale, wird er es Geronimo sagen.

Geronimo reckt und dehnt sich. Carlo ruft ihn an: „Geronimo!“

„Nun, was gibt's?“ Und er stützt sich mit beiden Händen und setzt sich auf.

„Geronimo, wir wollen aufstehen.“

„Warum?“ Und er richtet die toten Augen auf den Bruder. Carlo weiß, daß Geronimo sich jetzt des gestrigen Vorfalles besinnt, aber er weiß auch, daß er keine Silbe darüber reden wird, ehe er wieder betrunken ist.

„Es ist kalt, Geronimo, wir wollen fort. Es wird heuer nicht mehr besser; ich denke, wir gehen. Zu Mittag können wir in Boladore sein.“

Geronimo erhob sich. Die Geräusche des erwachenden Hauses wurden vernehmbar. Unten im Hof sprach der Wirt mit dem Knecht. Carlo stand auf und begab sich hinunter. Er war immer früh wach und ging oft schon in der Dämmerung auf die Straße hinaus. Er trat zum Wirt hin und sagte: „Wir wollen Abschied nehmen.“

„Ah, geht ihr schon heut?“ fragte der Wirt.

„Ja. Es friert schon zu arg, wenn man jetzt im Hof steht, und der Wind zieht durch.“

„Nun, grüß mir den Baldetti, wenn du nach Bormio hinunterkommst, und er soll nicht vergessen, mir das Öl zu schicken.“

„Ja, ich will ihn grüßen. Im übrigen — das Nachtlager von heut.“ Er griff in den Sack.

„Laß sein, Carlo,“ sagte der Wirt. „Die

zwanzig Centesimi schenk ich deinem Bruder; ich hab ihm ja auch zugehört. Und gute Reise!“

„Dank,“ sagte Carlo. „Im übrigen, so eilig haben wir's nicht. Wir sehen dich noch, wenn du von den Hütten zurückkommst; Bormio bleibt auf dem selben Fleck stehen, nicht wahr?“ Er lachte und ging die Holzstufen hinauf.

Geronimo stand mitten im Zimmer, die Gitarre im Arm, und sagte: „Nun, ich bin bereit.“

„Gleich,“ sagte Carlo.

Aus einer alten Kommode, die in einem Winkel des Raumes stand, nahm er ihre wenigen Habseligkeiten und packte sie in ein Bündel. Dann sagte er: „Ein schöner Tag, aber sehr kalt.“

„Ich weiß,“ sagte Geronimo. Beide verließen die Kammer.

„Geh leise,“ sagte Carlo, „hier schlafen die zwei, die gestern abend gekommen sind.“

Behutsam schritten sie hinunter. „Der Wirt läßt dich grüßen,“ sagte Carlo; „er hat uns die zwanzig Centesimi für heut nacht geschenkt. Nun ist er bei den Hütten draußen und kommt erst in zwei Stunden wieder. Wir werden ihn ja im nächsten Jahre wiedersehen.“

Geronimo antwortete nicht. Sie traten auf die Landstraße, die im Dämmerchein vor ihnen lag. Carlo ergriff den linken Arm seines Bruders, und beide schritten schweigend talabwärts. Schon nach kurzer Wanderung waren sie an der Stelle, wo die Straße in langgezogenen Kehren weiterzulaufen beginnt. Nebel stiegen nach aufwärts, ihnen entgegen, und über ihnen die Höhen schienen von den Wolken wie eingeschlungen. Und Carlo dachte: Nun will ich's ihm sagen.

Doch er sprach kein Wort, sondern nahm das Goldstück aus der Tasche und reichte es dem Bruder; dieser nahm es zwischen die

Finger der rechten Hand, dann führte er es an die Wange und an die Stirn, endlich nickte er. „Ich hab's ja gewußt,“ sagte er.

„Nun ja,“ erwiderte Carlo und sah Geronimo befremdet an.

„Auch wenn der Fremde mir nichts gesagt hätte, ich hätte es doch gewußt.“

„Nun ja,“ wiederholte Carlo ratlos. „Aber du verstehst doch, warum ich da oben vor den anderen — ich habe gefürchtet, daß du das Ganze auf einmal — — Und sieh, Geronimo, es wäre doch an der Zeit, hab ich mir gedacht, daß du dir einen neuen Rock kaufst und ein Hemd und Schuhe auch, glaube ich; darum habe ich . . .“

Der Blinde schüttelte heftig den Kopf. „Wozu?“ Und er strich mit der einen Hand über seinen Rock. „Gut genug, warm genug; jetzt kommen wir nach dem Süden.“

Carlo begriff nicht, daß Geronimo sich gar nicht zu freuen schien, daß er sich nicht ent-

schuldigte. Und er redete weiter: „Geronimo, war es denn nicht recht von mir? Warum freust du dich denn nicht? Nun haben wir es doch, nicht wahr? Nun haben wir es ganz. Wenn ich dir's oben gesagt hätte, wer weiß... O, es ist gut, daß ich dir's nicht gesagt habe — gewiß!“

Da schrie Geronimo: „Hör auf zu lügen, Carlo, ich habe genug davon!“

Carlo blieb stehen und ließ den Arm des Bruders los. „Ich lüge nicht.“

„Ich weiß doch, daß du lügst! . . . Immer lügst du! . . . Schon hundertmal hast du gelogen! . . . Auch das hast du für dich behalten wollen, aber Angst hast du bekommen, das ist es, Angst!“

Carlo senkte den Kopf und antwortete nichts. Er faßte wieder den Arm des Blinden und ging mit ihm weiter. Es tat ihm weh, daß Geronimo so sprach; aber er war eigentlich erstaunt, daß er nicht noch viel trauriger war.

Die Nebel zerteilten sich. Nach langem Schweigen sprach Geronimo: „Es wird warm.“ Er sagte es gleichgültig, selbstverständlich, wie er es schon hundertmal gesagt, und Carlo fühlte in diesem Augenblick: für Geronimo hatte sich nichts geändert. Für Geronimo war er immer ein Dieb gewesen.

„Hast du schon Hunger?“ fragte er.

Geronimo nickte, zugleich nahm er ein Stück Käse und Brot aus der Rocktasche und aß davon. Und sie gingen weiter.

Die Post von Bormio begegnete ihnen; der Kutscher rief sie an: „Schon hinunter?“ Dann kamen noch andere Wagen, die alle aufwärts fuhren.

„Luft aus dem Tal,“ sagte Geronimo, und im gleichen Augenblick, nach einer raschen Wendung, lag das Veltlin zu ihren Füßen.

Wahrhaftig — nichts hat sich geändert, dachte Carlo . . . Nun hab ich gar für ihn

gestohlen — und auch das ist umsonst gewesen.

Die Nebel unter ihnen wurden immer dünner, der Glanz der Sonne riß Löcher hinein. Und Carlo dachte: ‚Vielleicht war es doch nicht klug, so rasch das Wirtshaus zu verlassen . . . Die Börse liegt unter dem Bett, das ist jedenfalls verdächtig . . .‘ Aber wie gleichgültig war das alles! Was konnte ihm noch Schlimmes geschehen? Sein Bruder, dem er das Licht der Augen zerstört, glaubte sich von ihm bestohlen und glaubt es schon jahrelang und wird es immer glauben — was konnte ihm noch Schlimmeres geschehen?

Da unter ihnen lag das große weiße Hotel wie in Morgenglanz gebadet, und tiefer unten, wo das Tal sich zu weiten beginnt, lang hingestreckt, das Dorf. Schweigend gingen die beiden weiter, und immer lag Carlos Hand auf dem Arm des Blinden. Sie gingen an

dem Park des Hotels vorüber, und Carlo sah auf der Terrasse Gäste in lichten Sommergewändern sitzen und frühstücken. „Wo willst du rasten?“ fragte Carlo.

„Nun, im ‚Adler‘, wie immer.“

Als sie bei dem kleinen Wirtshause am Ende des Dorfes angekommen waren, kehrten sie ein. Sie setzten sich in die Schenke und ließen sich Wein geben.

„Was macht ihr so früh bei uns?“ fragte der Wirt.

Carlo erschrak ein wenig bei dieser Frage. „Ist's denn so früh? Der zehnte oder elfte September – nicht?“

„Im vergangenen Jahr war es gewiß viel später, als ihr herunterkamt.“

„Es ist so kalt oben,“ sagte Carlo. „Heut nacht haben wir gefroren. Ja richtig, ich soll dir bestellen, du möchtest nicht vergessen, das Öl hinaufzuschicken.“

Die Luft in der Schenke war dumpf und

schwül. Einesonderbare Unruhe befiel Carlo; er wollte gern wieder im Freien sein, auf der großen Straße, die nach Tirano, nach Edole, nach dem See von Iseo, überallhin, in die Ferne führt! Und plötzlich stand er auf.

„Gehen wir schon?“ fragte Geronimo.

„Wir wollen doch heut mittag in Boladore sein, im ‚Hirschen‘ halten die Wagen Mittagsrast; es ist ein guter Ort.“

Und sie gingen. Der Friseur Benozzi stand rauchend vor seinem Laden. „Guten Morgen,“ rief er. „Nun, wie sieht’s da oben aus? Heut nacht hat es wohl geschneit?“

„Ja, ja,“ sagte Carlo und beschleunigte seine Schritte.

Das Dorf lag hinter ihnen, weiß dehnte sich die Straße zwischen Wiesen und Weinbergen, dem rauschenden Fluß entlang. Der Himmel war blau und still. „Warum hab ich’s getan?“ dachte Carlo. Er blickte den Blinden von der Seite an. „Sieht sein Gesicht denn anders

aus als sonst? Immer hat er es geglaubt — immer bin ich allein gewesen — und immer hat er mich gehaßt.‘ Und ihm war, als schritte er unter einer schweren Last weiter, die er doch niemals von den Schultern werfen dürfte, und als könnte er die Nacht sehen, durch die Geronimo an seiner Seite schritt, während die Sonne leuchtend auf allen Wegen lag.

Und sie gingen weiter, gingen, gingen stundenlang. Von Zeit zu Zeit setzte sich Geronimo auf einen Meilenstein, oder sie lehnten sich beide an einem Brückengeländer, um zu rasten. Wieder kamen sie durch ein Dorf. Vor dem Wirtshause standen Wagen, Reisende waren ausgestiegen und gingen hin und her; aber die beiden Bettler blieben nicht. Wieder hinaus auf die offene Straße. Die Sonne stieg immer höher: Mittag mußte nahe sein. Es war ein Tag wie tausend andere.

„Der Turm von Boladore,“ sagte Geronimo. Carlo blickte auf. Er wunderte sich, wie

genau Geronimo die Entfernungen berechnen konnte: wirklich war eben der Turm von Boladore am Horizont erschienen. Noch von ziemlich weither kam ihnen jemand entgegen. Es schien Carlo, als sei er am Wege gesessen und plötzlich aufgestanden. Die Gestalt kam näher. Jetzt sah Carlo, daß es ein Gendarm war, wie er ihnen so oft auf der Landstraße begegnete. Trotzdem schrak er leicht zusammen. Aber als der Mann näher kam, erkannte er ihn und war beruhigt. Es war Pietro Tenelli; erst im Mai waren die beiden Bettler im Wirtshaus des Raggazzi in Morignone mit ihm zusammen gesessen, und er hatte ihnen eine schauerliche Geschichte erzählt, wie er von einem Strolch beinahe erdolcht worden war.

„Es ist einer stehen geblieben,“ sagte Geronimo.

„Tenelli, der Gendarm,“ sagte Carlo.

Nun waren sie an ihn herangekommen.

„Guten Morgen, Herr Tenelli,“ sagte Carlo und blieb vor ihm stehen.

„Es ist nun einmal so,“ sagte der Gendarm, „ich muß euch vorläufig beide auf den Posten nach Boladore führen.“

„Eh!“ rief der Blinde.

Carlo wurde blaß. „Wie ist das nur möglich?“ dachte er. „Aber es kann sich nicht darauf beziehen. Man kann es ja hier unten noch nicht wissen.“

„Es scheint ja euer Weg zu sein,“ sagte der Gendarm lachend, „es macht euch wohl nichts, wenn ich mit euch gehe?“

„Warum redest du nichts, Carlo?“ fragte Geronimo.

„O ja, ich rede . . . Ich bitte, Herr Gendarm, wie ist es denn möglich . . . was sollen wir denn . . . oder vielmehr, was soll ich . . . wahrhaftig, ich weiß nicht . . .“

„Es ist nun einmal so. Vielleicht bist du auch unschuldig. Was weiß ich. Jedenfalls

haben wir die telegraphische Anzeige ans Kommando bekommen, daß wir euch aufhalten sollen, weil ihr verdächtig seid, dringend verdächtig, da oben den Leuten Geld gestohlen zu haben. Nun, es ist auch möglich, daß ihr unschuldig seid. Also vorwärts!“

„Warum sprichst du nichts, Carlo?“ fragte Geronimo.

„Ich rede — o ja, ich rede . . .“

„Nun geht endlich! Was hat es für einen Sinn, auf der Straße stehenzubleiben! Die Sonne brennt. In einer Stunde sind wir an Ort und Stelle. Vorwärts!“

Carlo berührte den Arm Geronimos wie immer, und so gingen sie langsam weiter, der Gendarm hinter ihnen.

„Carlo, warum redest du nicht?“ fragte Geronimo wieder.

„Aber was willst du, Geronimo, was soll ich sagen? Es wird sich alles herausstellen; ich weiß selber nicht . . .“

Und es ging ihm durch den Kopf: Soll ich's ihm erklären, eh wir vor Gericht stehen? . . . Es geht wohl nicht. Der Gendarm hört uns zu . . . Nun, was tut's. Vor Gericht werd ich ja doch die Wahrheit sagen. „Herr Richter,“ werd ich sagen, „es ist doch kein Diebstahl wie ein anderer. Es war nämlich so: . . .“ Und nun mühte er sich, die Worte zu finden, um vor Gericht die Sache klar und verständlich darzustellen. „Da fuhr gestern ein Herr über den Paß . . . es mag ein Irrsinniger gewesen sein — oder vielleicht hat er sich nur geirrt . . . und dieser Mann . . .“

Aber was für ein Unsinn! Wer wird es glauben? . . . Man wird ihn gar nicht so lange reden lassen. — Niemand kann diese dumme Geschichte glauben . . . nicht einmal Geronimo glaubte sie . . . — Und er sah ihn von der Seite an. Der Kopf des Blinden bewegte sich nach alter Gewohnheit während des Gehens wie im Takte auf und ab, aber das Gesicht war

regungslos, und die leeren Augen stierten in die Luft. — Und Carlo wußte plötzlich, was für Gedanken hinter dieser Stirne liefen . . . ,So also stehen die Dinge,‘ mußte Geronimo wohl denken. — ,Carlo bestiehlt nicht nur mich, auch die anderen Leute bestiehlt er . . . Nun, er hat es gut, er hat Augen, die sehen, und er nützt sie aus . . .‘ — Ja, das denkt Geronimo, ganz gewiß . . . Und auch, daß man kein Geld bei mir finden wird, kann mir nicht helfen, — nicht vor Gericht, nicht vor Geronimo. Sie werden mich einsperren und ihn . . . Ja, ihn gradeso wie mich, denn er hat ja das Geldstück. — Und er konnte nicht mehr weiter denken, er fühlte sich so sehr verwirrt. Es schien ihm, als verstünde er überhaupt nichts mehr von der ganzen Sache, und wußte nur eines: daß er sich gern auf ein Jahr in den Arrest setzen ließe . . . oder auf zehn, wenn nur Geronimo wüßte, daß er für ihn allein zum Dieb geworden war.

Und plötzlich blieb Geronimo stehen, so daß auch Carlo innehalten mußte.

„Nun, was ist denn?“ sagte der Gendarm ärgerlich. „Vorwärts, vorwärts!“ Aber da sah er mit Verwunderung, daß der Blinde die Gitarre auf den Boden fallen ließ, seine Arme erhob und mit beiden Händen nach den Wangen des Bruders tastete. Dann näherte er seine Lippen dem Munde Carlos, der zuerst nicht wußte, wie ihm geschah, und küßte ihn.

„Seid ihr verrückt?“ fragte der Gendarm. „Vorwärts! vorwärts! Ich habe keine Lust zu braten.“

Geronimo hob die Gitarre vom Boden auf, ohne ein Wort zu sprechen. Carlo atmete tief auf und legte die Hand wieder auf den Arm des Blinden. War es denn möglich? Der Bruder zürnte ihm nicht mehr? Er begriff am Ende —? Und zweifelnd sah er ihn von der Seite an.

„Vorwärts!“ schrie der Gendarm. „Wollt ihr endlich —!“ Und er gab Carlo eins zwischen die Rippen.

Und Carlo, mit festem Druck den Arm des Blinden leitend, ging wieder vorwärts. Er schlug einen viel rascheren Schritt ein als früher. Denn er sah Geronimo lächeln in einer milden glückseligen Art, wie er es seit den Kinderjahren nicht mehr an ihm gesehen hatte. Und Carlo lächelte auch. Ihm war, als könnte ihm jetzt nichts Schlimmes mehr geschehen, — weder vor Gericht, noch sonst irgendwo auf der Welt. — Er hatte seinen Bruder wieder . . . Nein, er hatte ihn zum erstenmal.

W e r k e

v o n

A r t h u r S c h n i t z l e r

E I N Z E L A U S G A B E N :

Das Märchen. Schauspiel	3. Auflage
Anatol. Ein Einakterzyklus	18. Auflage
Sterben. Novelle	8. Auflage
Liebelei. Schauspiel	14. Auflage
Freiwild. Schauspiel	3. Auflage
Die Frau des Weisen. Novelletten	8. Auflage
Das Vermächtnis. Schauspiel	3. Auflage
Der grüne Kakadu. Drei Einakter	7. Auflage
Der Schleier der Beatrice. Schauspiel	4. Auflage
Frau Berta Garlan. Novelle	7. Auflage
Leutnant Gustl. Novelle	18. Auflage
Lebendige Stunden. Vier Einakter	9. Auflage
Der einsame Weg. Schauspiel	6. Auflage
Zwischenspiel. Komödie	4. Auflage
Der Ruf des Lebens. Schauspiel	4. Auflage
Marionetten. Drei Einakter	3. Auflage
Dämmerseelen. Novellen	12. Auflage
Der Weg ins Freie. Roman	25. Auflage
Komtesse Mizzi. Komödie	3. Auflage
Der junge Medardus. Dramatische Historie	7. Auflage
Das weite Land. Tragikomödie	6. Auflage
Masken und Wunder. Novellen	11. Auflage
Professor Bernhardi. Komödie	13. Auflage
Frau Beate und ihr Sohn. Novelle	12. Auflage
Die griechische Tänzerin. Novellen	20. Auflage

G E S A M M E L T E W E R K E :

I. Die erzählenden Schriften in drei Bänden

In Leinen 10 M., in Halbleder 13 M., in Ganzleder 17 M.

Inhalt: Sterben · Blumen · Ein Abschied · Die Frau des Weisen · Der Ehrentag · Die Toten schweigen · Andreas Thameyers letzter Brief · Der blinde Geronimo und sein Bruder · Leutnant Gustl · Die griechische Tänzerin · Frau Berta Garlan · Das Schicksal des Freiherrn von Leisenbohg · Die Fremde · Die Weissagung · Das neue Lied · Der Tod des Junggesellen · Der tote Gabriel · Das Tagebuch der Redegonda · Der Mörder · Die dreifache Warnung · Die Hirtenflöte · Der Weg ins Freie.

II. Die Theaterstücke in vier Bänden

In Leinen 12 M., in Halbleder 16 M., in Ganzleder 21 M.

Inhalt: Anatol · Das Märchen · Liebelei · Freiwild · Das Vermächtnis · Paracelsus · Die Gefährtin · Der grüne Kakadu · Der Schleier der Beatrice · Lebendige Stunden · Die Frau mit dem Dolche · Die letzten Masken · Literatur · Der einsame Weg · Zwischenspiel · Der Puppenspieler · Der tapfere Cassian · Zum großen Wurstel · Der Ruf des Lebens · Komtesse Mizzi oder Der Familientag · Der junge Medardus · Das weite Land.

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

82830748



